

Axel Halle

Universitätsverlage: eine vergleichende Perspektive

Ausgangslage

Der Anteil der Universitätsverlage an Produktion und Umsatz der Wissenschaftsverlage der Bundesrepublik Deutschland ist gering. Privatverleger verweisen gerne auf diese Tatsache, um zu belegen, dass diese neue verlegerische Sparte ohnehin keine Chance habe (so Dietrich Götze, Springer-Verlag, und Vittorio Klostermann, in: Ebbinghaus 2003, S. 14). Überdies wird gerne behauptet, dass sich die Hochschulen besser aus dem Metier des Verlegens heraushalten sollten, weil nur der kommerzielle Verlag die notwendige qualitätssichernde Funktion wahren, über höheres Renommee verfügen und am Markt bestehen könne (so beispielsweise Georg Siebeck in Ebbinghaus 2003, S. 15). Mit Hinweis auf die berühmtesten Beispiele anglo-amerikanischer University Presses, Oxford und Cambridge (UK), wird gerne deren Druckmonopol im 17./18. Jahrhundert für Bibeln bzw. der überragende Erfolg des Oxford English Dictionary als Basis wirtschaftlichen Erfolges bis in unsere Tage herangeführt (so K.G. Saur auf der 2. Kasseler Tagung zu Universitätsverlagen am 10.3.2004). Der erste Blick auf die deutschen Universitäts- oder besser – Hochschulverlage scheint den Befund zu bestätigen.

Derzeit bestehen in Deutschland laut Angaben des Projekts German Academic Publishers (GAP) (<http://www.gap-c.de>) nur zehn Universitätsverlage. Diese kleine Zahl reduziert sich nochmals, wenn berücksichtigt wird, daß der Universitätsverlag Siegen Ende 2003 eingestellt worden ist. Allerdings enthält die GAP-Liste nicht den Fachhochschulverlag Frankfurt/Main, den vermutlich erfolgreichsten Hochschulverlag Deutschlands, vermutlich weil dieser im engeren Sinn kein wissenschaftliches Profil entwickelt hat. Seien es nun neun Universitäts- oder zehn Hochschulverlage, die Zahl ist verschwindend klein gegenüber den übrigen Wissenschaftsverlagen Deutschlands. Ältester deutscher Universitätsverlag ist wohl der Bauhaus-Verlag Weimar, der bereits in den 50er Jahren gegründet wurde. In Westdeutschland sind der BIS-Verlag und der fhverlag Frankfurt 1980 gegründet. Die anderen Verlage sind erst Ende der neunziger Jahre oder Anfang dieses Jahrhunderts entstanden. Ein Blick auf die Zahl der Verlagsproduktion und die verlegten Gattungen ernüchert ebenfalls. Nur wenige Verlage haben eine größere Zahl Titel im Angebot (Angaben: Stand 23. 3. 2004). Die Universitätsverlage Karlsruhe (ein Titel), Göttingen (acht Titel), Hamburg (neun Titel) sind faktisch hinsichtlich Titelzahl und Umsatz verschwindend klein. Unter den Verlagen mit größerer Titelzahl dominieren als Verlagsprodukte Dissertationen, Hochschulschriftenreihen und Hochschulreden, also klassische Hochschulschriften, die bislang in anderen Hochschulen überwiegend als graue Schriften erscheinen oder inzwischen (teilweise) auf den Schriftenservern als Onlinedokumente abgelegt werden. Relevante wissenschaftliche Zeitschriften werden faktisch bislang weder von einzelnen Verlagen noch innerhalb des Projektes German Academic Publishers durch Zusammenarbeit mehrerer Verlage verlegt.

Ein Blick auf die anglo-amerikanische Situation der Universitätsverlage ergibt ein völlig anderes Bild. Die dortigen Universitätsverlage blicken auf eine lange Tradition zurück und haben in aller Regel eine große Titelzahl zu bieten. In Großbritannien sind die traditionsreichsten Universitätsverlage Cambridge und Oxford. „...in 1478, a commentary on the Apostle´s Creed was printed at Oxford University. Cambridge University followed and set up a press in 1521”

(Givler 2002). Auch in den USA und Canada verweisen die Universitätsverlage auf eine überwiegend lange Geschichte (Rutgers University Press 1936, Stanford University Press 1929, Harvard University Press 1913, Princeton University Press 1905, Northwestern University Press 1893, Johns-Hopkins-University Press 1878, Chicago University Press 1879, Columbia University Press 1893, Cornell University Press 1869 (bis 1884), erneut 1930). Selbst in Australien und Neuseeland gibt es traditionsreiche Universitätsverlage. Die Anfänge der Harvard University Press liegen sogar im Jahr 1640 (vier Jahre nach Gründung der Universität), wurden jedoch 1692 abgebrochen (vgl. Givler 2002). Die meisten Verlage wurden bis in die 50er Jahre des zwanzigsten Jahrhunderts gegründet. Lange Geschichte, große Titelzahl, hohe Qualität, relevante Umsätze lassen dort keinen Zweifel an der Existenzberechtigung von Universitätsverlagen aufkommen. Vielmehr ist das Jahr 2004 von der Association of American University Presses (AAUP) gemeinsam mit der Research Libraries Group (RLG) zum Jahr der University Presses ausgerufen worden. Dies nicht, um die Existenz zu legitimieren, sondern den Wandlungsprozeß des wissenschaftlichen Publizierens in Eigenverantwortung der Wissenschaft zu fördern und vor allem auch, um eine Gegenmacht zu kommerziellen Großverlagen zu bilden. Diese Strategie der Gegenmacht ist darauf gerichtet, die sprunghafte Preisentwicklung insbesondere bei Zeitschriften nicht nur zu brechen sondern damit der Forschung freien Zugang zu Informationen zu verschaffen. Da in den anglo-amerikanischen Ländern viele Universitätsverlage teilweise eine größere Anzahl von Zeitschriften verlegen, könnte dies sogar gelingen. Die AAUP hat heute insgesamt 125 Mitglieder, davon 92 Verlage. Übrige Mitglieder sind wissenschaftliche Gesellschaften, Bibliotheken etc.

Entwicklungslinien der Universitätsverlage

Angesichts der Tatsache, daß sich in Deutschland ein privater wissenschaftlicher Verlagssektor entwickelt hat, wird die Existenzberechtigung von Universitätsverlagen für deutsche Hochschulen bestritten.. Dies kann von den Vertretern deutscher Privatverlage selbstverständlich nicht mit dem Erfolg amerikanischer University Presses begründet werden. Vielmehr wird vor allem das Argument der Qualitätssicherung durch die Auswahlleistung der Verlage und das Lektorat ins Feld geführt. Für Zeitschriftenpublikationen werden als positiv die i.d.R. höheren Impact-Faktoren und das Peer-Reviewing genannt. Aus Sicht der Wissenschaftler spräche außerdem das bislang deutlich höhere Renommee vieler kommerzieller Verlage gegen eine Publikation in einem Universitätsverlag. Dem ist entgegenzuhalten, daß die Organisationsform als Privatverlag mit Gewinnabsicht oder als Non-Profit-Organisation gar nichts über die Qualität des Produktes aussagt. Auch die Höhe des Preises für ein Verlagsprodukt sagt zunächst nichts aus über die Qualität, höchstens über die Auflagenhöhe, die Quersubventionierung durch andere Produkte, die Gewinnabsicht, den Druckkostenzuschuß. Im Zeitschriftenbereich mag das anders sein, wenn man beobachten kann, daß mit steigendem Impactfaktor auch der Preis steigt und extrem unterschiedliche Preise für grundsätzlich gleiche verlegerische Leistungen, vergleichbaren Seitenumfang und unterschiedliche Fachgebiete am Markt durchgesetzt werden (können).

Tritt die Gewinnabsicht als wichtige Triebfeder des Verlagsgeschäfts in den Vordergrund, so sind selbst Fachgesellschaften, die als Selbst-Verleger auftreten, Kostentreiber – zum Schaden der eigenen Wissenschaft. Privatverlage müssen, Fachgesellschaftsverlage können Gewinn orientiert arbeiten. Das an sich in keiner Weise verwerfliche Ziel einer Gewinnmaximierung wird allerdings im hier zu beschreibenden Themenfeld einerseits kaschiert indem auf die hohe Qualität des Produktes (Buch oder Zeitschrift) hingewiesen wird und andererseits ein

Verdrängungsprozeß zu Lasten nicht mehr finanzierbarer Bücher und Zeitschriften stattfindet, die dann entweder gar nicht mehr produziert oder mit ebenfalls höheren Kosten angeboten werden müssen. Die negativen Konsequenzen treten ein sowohl für den Forscher, der für sich selbst oder für sein Institut Literatur erwerben möchte als auch für die Bibliotheken. Dieser Prozeß führt dazu, daß bei in der Regel stagnierenden Erwerbungssetats weltweit der Etatanteil der Bibliotheken, der für Zeitschriften ausgegeben werden muß zu Lasten des Monographienerwerbs geht. Dieses wiederum schädigt in Relation die Buchwissenschaften stärker als die „Zeitschriftenwissenschaften“. Damit erodiert aber insgesamt die Informations- und Literaturversorgung, denn auch in den „Zeitschriftenwissenschaften“ (Naturwissenschaften, Technik, Medizin) werden wie in anderen Disziplinen sukzessive Zeitschriften abbestellt, um die Kernzeitschriften halten zu können.

Dieser seit Jahren zu beobachtende Trend muß gestoppt werden. Im marktwirtschaftlichen Modell geschieht dies dadurch, daß neue Anbieter preiswertere und / oder bessere Produkte auf den Markt bringen. Im vorliegenden Fall sind das die Universitätsverlage.

Blick zurück

Anders als in Großbritannien und den USA haben sich in Deutschland wissenschaftliche Verlage historisch nicht als Universitätsverlage herausgebildet. Diese aussage ist allerdings abhängig von der Definition. „The typical university press is a nonprofit enterprise organizationally attached to the administration (of an University, A.H.) rather than to a particular school or faculty. Most presses are subsidized through the use of university buildings and services“ (Parsons 1992, S. 37). Bei dieser Definition wird als auf die organisatorischen und teilweise finanziellen Verknüpfungen zwischen Universität und Verlag sowie die fehlende Gewinnabsicht abgehoben. Die qualitätssichernde Funktion wird als selbstverständlich vorausgesetzt.

Dem gegenüber ziehen aus ihrem historischen Gründungszusammenhang und der persönlichen Nähe zu ihrer örtlichen Universität eine Reihe der berühmtesten und ältesten deutschen Wissenschaftsverlage einen wichtigen Teil ihr hohes Prestige und damit auch letztlich einen marktwerten Vorteil. Die historischen Verdienste dieser namhaften Verlage müssen sehr hoch eingeschätzt werden. Bedeutende Wissenschaftsverlage, die teilweise aufs Engste mit „ihren“ Universitäten verbunden sind bzw. waren seien hier erwähnt: Osiander, Tübingen, als Druckerei, Verlag und Buchhandel 1596 gegründet, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen, gegründet 1735, Universitätsverlag Winter, Heidelberg, gegründet 1801, Mohr Siebeck, Tübingen, gegründet 1801, Druckerei der Franckeschen Stiftungen, Halle und Glaucha, gegründet 1694 und Max Niemeyer-Verlag in Halle/Saale, gegründet 1870, Elwert, Marburg, gegründet 1728.

Die Gründung und erfolgreiche Entwicklung dieser und einiger weiterer Wissenschaftsverlage ist aufs Engste mit „ihren“ Universitäten verbunden. Diese Nähe wird auch heute selbstverständlich gerne von den Verlagen betont. Ohne an dieser Stelle eine Verlagsgeschichte schreiben zu wollen, sei doch festgehalten, daß viele dieser Verlage speziell auf Veranlassung der örtlichen Universität gegründet wurden, meist in der Mehrfachfunktion Verlag, Druckerei und Buchhandel. Die ältesten unter ihnen wurden meist mit einem Privileg ausgestattet, hatten in den ersten Jahr(zehnt)en keine örtliche Konkurrenz, teilweise gab es wohl auch Steuerprivilegien. Die Ansiedlung eines Verlages mit Druckhaus und Buchhandlung war eine entscheidende Grundlage

für das akademische Leben. Das privatwirtschaftliche Risiko, das diese Buchdrucker, Buchhändler und Verleger auf sich nahmen, wurde – trotz teilweise sicherlich wirtschaftlich schwerer Zeiten – dadurch gemindert, daß ständig Veröffentlichungen aus der Universität verlegt werden konnten. So sah beispielsweise das Universitätsstatut der Universität Tübingen 1601 vor: „das kein Buch oder Schrift von den Buchtruckern zu trucken angenommen werden sollte, sie seyen dann zuvor jedes an gebührenden Orten abgelesen und approbirt, auch jedes von selbiger Facultät Decano unterschrieben und zu trucken zugelassen worden.“ (zitiert nach: <http://www.osiander.de>). Wenigstens in diesem Fall ist also festzustellen, daß die Qualitätssicherung, die Verlage gerne für sich in Anspruch nehmen, bereits durch die inneruniversitären Qualitätsstandards und Selektionsprozesse gewährleistet wurden. Gleiches gilt für eine große Zahl verlegerischer Leistungen des 18. und 19. Jahrhunderts, die diese Verlage in enger Zusammenarbeit mit dem Lehrkörper „ihrer“ Universität erreicht haben.

In den anglo-amerikanischen Ländern ist die historische Entwicklung des wissenschaftlichen Verlagswesens anders verlaufen. Interessant ist für den deutschen Betrachter, daß gezielt Universitätsverlage von den Universitäten selbst gegründet wurden. Während sich in Deutschland in der gleichen historischen Entwicklungsphase einerseits Privatverlage und parallel dazu selbstverlegerische Aktivitäten innerhalb der Universitäten (graue Schriften) entwickelt haben, scheint in den anglo-amerikanischen Ländern der unternehmerische Schritt gewagt worden zu sein, allerdings – so erstaunlich das erscheinen mag – letztlich durch Subventionierung dieser Aktivitäten durch die eigene Hochschule. Angesichts eines bereits im 19. Jahrhundert profitablen Verlagswesens erstaunt diese Entwicklung auf den ersten Blick. Offenbar bestand aber die Einsicht, daß der Markt für wissenschaftliche Publikationen zu klein und zu wenig profitabel sein würde, um attraktiv für kommerzielle Verleger zu sein. „If the aspiration of the university was to create new knowledge, the university would also have to assume the responsibility for disseminating“ (Givler 2002), so die Auffassung Daniel Coit Gilmans, des Gründers der Johns Hopkins University Press. „Gilman proposed, therefore, that the university take on the job of publication itself – and Johns Hopkins Universty press was born“ (Givler 2002).

Interessanter Weise stehen am Anfang der Johns Hopkins University Press nicht Buchpublikationen sondern zwei bedeutende Zeitschriften, das American Journal of Mathematics und das American Chemical Journal, mit dem Ziel, Wissen als „freies“ Gut nicht dem Gewinnmaximierungsprinzip zu unterwerfen, sondern damit einen wesentlichen Beitrag zur wissenschaftlichen Kommunikation und zum wissenschaftlichen Fortschritt zu leisten. Diese Grundüberzeugung scheint breite Anerkennung gefunden zu haben, denn die Zahl der University Presses, deren Buch- und Zeitschriftenpublikation stieg rapide an. Bereits 1946 wurde die Association of American University Presses gegründet, die 1957 38 Mitglieder umfaßte, deren Zahl bis Anfang der siebziger Jahre nochmals deutlich anstieg.

Während also in Deutschland die wissenschaftliche Publikation außerhalb der Universitäten einen unternehmerischen Markt fand, konnten sich in den anglo-amerikanischen Ländern für einen relevanten Absatz Universitätsverlage etablieren. Allerdings bleibt aus bibliothekarischer Sicht die ernüchternde Feststellung, daß die seit Mitte der siebziger Jahre sich ständig verschärfende Bibliothekskrise weder in den USA noch in Deutschland verhindert werden konnte. Sieht man von einigen sehr wenigen Bibliotheken der Welt ab, so ist doch festzustellen, daß in Relation zu den wissenschaftlich bedeutenden Neuerscheinungen des Buchmarktes und der publizierten Zeitschriftentitel der Anteil sinkt, den davon die Bibliotheken erwerben können. Stagnierenden, zu langsam steigende oder sogar sinkende Etats stehen die steigende Titelzahl

und vor allem die rapide steigenden Abonnementkosten für Zeitschriften in den Naturwissenschaften, der Technik und der Medizin gegenüber.

Blick nach vorn

Es besteht keinerlei Zweifel, daß die anglo-amerikanischen University Presses einen guten Ruf haben. Selbstverständlich nehmen sie mit Privatverlagen die Funktionen ein, die in Deutschland die privaten Wissenschaftsverlage bislang fast ausschließlich für sich in Anspruch nehmen. Der Anteil der University Presses am wissenschaftlichen Titelaufkommen dürfte bei rund 1 : 10 liegen. Sie sorgen in diesem Segment mit dafür, daß wissenschaftliche Kommunikation durch Publikation Dauerhaftigkeit gewinnt. Entscheidendes Kriterium ist selbstverständlich die Qualität des wissenschaftlichen Produktes, das verlegt wird. Geringe Qualität senkt, wenn sie kein Ausrutscher ist – auch den Ruf des Verlages bzw. der Zeitschrift. Vor Annahme eines Manuskriptes, sei es für eine Monographie oder für einen Zeitschriftenaufsatz, steht der Selektionsprozeß, der im wesentlichen durch den Herausgeber und das herausgebergremium wissenschaftlicher Reihen und durch peer reviewing gesteuert wird. Die Ablehnungsquote sowohl für Buchmanuskripte als auch Zeitschriftenartikel scheint hoch zu sein, allerdings ist dieser Anteil am höchsten bei unaufgefordert eingesandten Papieren (vgl. parsons 1992, S. 47ff). Bei Zeitschriften schwankt diese Ablehnungsquote sicherlich stark hinsichtlich des mit der Höhe des Impactfaktors zusammenhängenden Zahl der eingereichten Manuskripte. Für die deutschen Hochschulverlage kann hieraus bereits eine wichtige Schlußfolgerung gezogen werden: Qualitätssicherung ist durch Herausgeber- und Herausgebergremien sowie im Zweifel peer reviewing zu gewährleisten.

In der Regel sind anglo-amerikanische University presses Nonprofitorganisationen. Dennoch: “Starting a publishing business requires, as does any other manufacturing business, enough capital to create for those first days when sales are low... Publishing for small markets means that all costs have to be recovered from the sale of small number of copies, creating razor-thin margins for error” (Garvin 2002). Zwar bleiben die Margen gering, doch scheinen die anglo-amerikanischen University Presses im Wesentlichen auch in schwierigen wirtschaftlichen Situationen die Unterstützung ihrer eigenen Universitäten gefunden zu haben. Lediglich ein prominentes Beispiel einer Universität, die ihren eigenen Universitätsverlag in den letzten Jahren aufgegeben hat, ist bekannt, die Rice University. Wenn nicht die eigene Universität, so finden sich Drittmittelgeber, die rund 3,6 % der Betriebskosten einspielen, die offenbar zu den Unterstützungszahlungen durch die Universitäten hinzukommen. Für die deutschen Universitätsverlage heißt das: Die Unterhaltsträger müssen den Wert eines eigenen Universitätsverlages auch durch eigene Kostenbeteiligung anerkennen. Druckkostenzuschüsse können einen Teil der Kosten decken.

Bei einem Blick auf die Programmpolitik amerikanischer Universitätsverlage fällt auf, daß nicht ausschließlich wissenschaftliche Werke veröffentlicht werden. Es finden sich wie selbstverständlich Lehrmaterialien für undergraduates (Textbooks, Manuals), schöngeistige, belletristische Literatur und Werke mit lokalem und regionalem Bezug. Es drängt sich der Eindruck auf, daß diese Publikationen aufgenommen werden, nicht weil sie wissenschaftlichen Wert haben sondern wegen der Umsatzerwartung oder wegen der Druckkostenzuschüsse. Es liegt auf der Hand, daß hier (wenigstens teilweise) eine Quersubventionierung von Titeln erfolgt. Dies ist übrigens ein ganz übliches Verfahren von Verlagen, die inzwischen wohl grundsätzlich eine

Deckungskostenbeitragsrechnung praktizieren. „Die Deckungsbeitragsrechnung geht von der Annahme aus, dass es immer wieder Titel gibt, die aus strategischen Gründen auch dann veröffentlicht werden sollten, wenn der Ladenpreis bzw. Verkaufserlös nicht den gewünschten Verlagsgewinn einspielt“ (Röhring 2003, S. 104). Bei Publikumsverlagen kann man die hieraus erwachsenden Konsequenzen deutlich beispielsweise auf den Buchmessen beobachten. Dort wird aus der teilweise großen Titelbreite ein schmales Spektrum in den Mittelpunkt der Werbung gestellt, jene Titel mit der größten Umsatzerwartung. Diese Titel tragen dann weniger erfolgreiche Titel wirtschaftlich mit. Dies scheint auch für deutsche private Wissenschaftsverlage zu gelten. Für deutsche Universitätsverlage ist daraus die Konsequenz zu ziehen, daß sie umsatzträchtige oder stark gesponserte Titel in das Programm aufnehmen müssen, um am Markt erfolgreich konkurrieren zu können. Eine entscheidende Rolle wird dabei sein, entweder Marktlücken zu besetzen. Ein hervorragendes Beispiel bietet hier der fhverlag Frankfurt/Main, der mit seinem „Leitfaden für Arbeitslose“ einen offenbar hochprofitablen Titel besitzt, der einen relevanten Teil des übrigen Programms mitträgt.

Zwei weitere relevante Aspekte leiten sich hieraus ab. Die anglo-amerikanischen University Presses decken in aller Regel nicht das volle fachliche, akademische Spektrum ab. „Today, few university presses can successfully publish books in all academic disciplines... Instead, most scholarly publishers specialize in selected subject areas as an aid to both the editorial and marketing functions“ (Parsons 1992, S. 38). Dies bedeutet eine Profilbildung. Die Konsequenzen sind vielfältig und positiv: a) die Attraktivität für Autoren wächst, so daß Wissenschaftler nicht nur der eigenen Hochschule angesprochen werden, b) die Wahrnehmung des einschlägigen Marktes wird gesteigert, weil spezialisierte Kundenkreise angesprochen werden und einzelne Titel nicht mehr in der Masse des Verlagsangebotes untergehen und nicht wahrgenommen werden, c) namhafte Wissenschaftler der eigenen und auch anderer Universitäten gewinnen Interesse an der Mitarbeit als Herausgeber oder als Gutachter. Es ist also dringend zu empfehlen, daß die deutschen Universitätsverlage jeweils ein eigenes Profil entwickeln. Dazu gehört auch die unternehmerische Entscheidung, entweder bestimmte Fachgebiete nicht zu vertreten obwohl sie an der eigenen Universität vertreten werden oder Qualitätsniveaus durch Bildung spezieller Segmente für den Kunden sichtbar zu machen.

Der Aspekt der Profilbildung hängt eng mit Spezialisierung zusammen. Den deutschen Universitätsverlagen ist zu empfehlen, daß sie hier enger kooperieren und ihre jeweils eigenen Stärken entwickeln. Eine Hochschule, die eindeutige Stärken in bestimmten Fächern hat, deren Universitätsverlag sollte einerseits Autoren und Herausgeber aus anderen Universitäten aufnehmen. Die Hochschulverlage sollten hier gegenseitig auf die profiliertesten Fachverlage hinweisen, dies auch offensiv in ihren eigenen Universitäten. Universitätsverlage sollten also ihre Stärken nicht aber ihre Schwächen entwickeln, die ja mit Stärken und Schwächen der eigenen Hochschulen stark korrelieren dürften.

Ziel muß sein, nicht schwerpunktmäßig spezielle Literatur mit geringen Auflagen oder Print on Demand auf den Markt zu bringen, sondern auch umsatzträchtige Titel zu verlegen. Dies scheitert bislang weitgehend an der Zurückhaltung der hierfür prädestinierten Autoren. Diese sind bislang überwiegend an Veröffentlichungen in namhaften Verlagen interessiert, weil dies dem eigenen Ruf und zugleich dem Absatz und somit dem eigenen Ertrag förderlich sind. Hier muß ein Umdenkungsprozeß stattfinden, der durch die Hochschulkollegen, insbesondere auch die Hochschulleitungen, zu unterstützen ist. Dies muß schneller als der hier skizzierte Prozeß der Profilbildung und der Qualitätssicherungsprozesse der Universitätsverlage erfolgen. Ein Blick in

die Verlagsgeschichte scheint jedenfalls nahezu legen, daß das Renomee der meisten traditionsreichen deutschen Wissenschaftsverlage gerade durch diese Entwicklung entstanden ist.

Auswirkungen technische Entwicklungen

Im Informations- und Kommunikationsbereich ist die technische Entwicklung so außerordentlich sprunghaft, daß sich die Rahmenbedingungen für alle Akteure innerhalb weniger Jahre völlig verändert haben. Diese Akteure im Publikationssektor sind die Autoren und die Gutachter, mithin die Universitäten und Wissenschaftseinrichtungen an denen diese Wissenschaftler tätig sind, die Verlage, die Bibliotheken sind die Leser. Vor diesem Hintergrund gibt es seit Jahren eine intensive internationale Diskussion unter anderem um die künftige Stellung der Bibliotheken im Informationsprozeß, angefangen von dem Paradigmenwechsel vom Holding- zum Accessprinzip, zur virtuellen und digitalen Bibliothek, der Erschließung digitaler Medien bis hin zu Fragen der Bibliothekskrise angesichts massiv steigender Zeitschriftenpreise. Große wissenschaftliche Zeitschriftenverlage wiederum betreiben offenbar gezielt eine Endnutzerorientierung, so daß Bibliotheken aus der Informationskette herausfallen. Autoren und Gutachter wiederum nutzen verstärkt sämtliche verfügbaren technischen Möglichkeiten für die Erstellung ihrer Texte und der Kommunikation mit Fachkollegen. Sämtliche Wissenschaftler sind zugleich damit konfrontiert, daß einerseits eine unüberschaubare Informationsflut faktisch nicht mehr verarbeitet werden kann und andererseits viele wichtige Informationen entweder nicht gefunden werden oder nicht beschaffbar sind. Diese Schlaglichter auf eine dramatische Situation für alle Beteiligten genügen, um den aktuellen Handlungsbedarf aufzuzeigen. Bibliotheken und Universitätsverlage können einen Beitrag zur Lösung der Probleme leisten.

Bibliotheken sind und bleiben eines der wichtigsten Gedächtnisspeicher und Vermittler von Informationen als Grundlage Wissens- und Kenntniserwerb. Neben der stetig wichtiger werdenden Accessfunktion verbleibt die Holdingfunktion. Hochschulen müssen erkennen, daß die Verfügbarkeit möglichst aller wissenschaftlicher Informationen, die in der eigenen Hochschule erarbeitet werden, in der eigenen Bibliothek erfolgen muß. Bibliotheken haben hier – in enger Abstimmung mit den Rechenzentren – eine wichtige Vermittlungs- und Archivierungsfunktion. Wissenschaftler wiederum müssen an dieser Entwicklung ein starkes Eigeninteresse haben, weil dies letztendlich zu einer Entwicklung führt, die den Wissenschaftlern den Zugang zu Wissenschaftserkenntnissen erleichtert bzw. überhaupt ermöglicht. In diesem Zusammenhang gewinnen die vielfältigen Initiativen zu Open Access (u.a. der OECD http://www.oecd.org/document/0,2340,en_2649_34487_25998799_1_1_1_1,00.html, die Berlin-Erklärung, initiiert von der Max-Planck-Gesellschaft, http://www.zim.mpg.de/openaccess-berlin/berlin_declaration.pdf, der Budapest Open Access Initiative <http://www.soros.org/openaccess/read.shtml>) erhebliche Bedeutung.

Was für die großen, kommerziellen Zeitschriftenverlage und letztlich auch für monographische Veröffentlichungen der privaten Wissenschaftsverlage eine potentielle Gefahr ist, ist eine große Chance für die Universitätsverlage. Die Association of American University Presses unterstützt diese Entwicklung, die von einigen führenden amerikanischen University Presses massiv gefördert wird (vgl. hierzu z.B. The MIT Press <http://mitpress.mit.edu> und Johns Hopkins University Press mit dem von ihr initiierten Projekt MUSE, das derzeit rund 200 Zeitschriften amerikanischer University Presses umfaßt, vgl. <http://.....>).

Hochschulbibliotheken müssen für diese Entwicklung über Onlineschriftenserver verfügen. Dies dürfte auch in Deutschland inzwischen Standard sein. Diese sind mit dem Universitätsverlag zu einem Publikationsportal zu vereinigen. Die Kooperation mit dem Hochschulrechenzentrum sollte die Betreuung geregelt werden, wobei für die Bibliothek die Autorenaquise und –beratung sowie die Erschließung und für das Rechenzentrum die Serverbetreuung und die Archivierung Arbeitsschwerpunkte sein werden. In Zeiten stagnierender oder reduzierter Personalansätze für Universitätsbibliotheken bestehen hier im Bibliothekswesen – aber wohl auch bei Rechenzentren – Vorbehalte gegen die Etablierung von Publikationsportalen. Dem sind aber folgende Argumente entgegenzuhalten: erstens ist die wichtigste Funktion von Hochschulbibliotheken, zentrale Informationsquelle zu sein und diese auch zu vermitteln. Dies sollte selbstverständlich für die Publikationen gelten, die an der eigenen Hochschule entstanden sind und auch die der anderen Hochschulen. Zweitens ist diese Entwicklung zu Publikationsportalen letztlich eine Weiterentwicklung dessen, was historisch in den Bibliotheken über die Tausch- und Dissertationsstellen personell abgedeckt worden ist und deren Auslastung durch die elektronischen Publikationsmöglichkeiten der Hochschulen drastisch rückläufig und sukzessive entbehrlich geworden ist. Drittens verankert sich die Bibliothek mit dem Angebot eines Publikationsportals stärker in der Hochschule in einer Zeit die zunehmend dadurch geprägt ist, daß Hochschulangehörige die Relevanz einer Bibliothek stetig niedriger einschätzen.

Offenbar gehen anglo-amerikanische University Presses ganz bewußt den Weg ins 21. Jahrhundert. Sie verbinden damit das Ziel, mit modernen technischen Mitteln in einem sinkenden Markt mit Unterstützung durch ihre Univesitäten, ihre Aufgabe in der wissenschaftlichen Kommunikation besser denn je zu erfüllen, „helping the university’s lamp of knowledge shine ever more brightly“ (Givler 2002, S.). Im Ergebnis werden die Publikationsressourcen je Hochschule in einer Hand liegen und vollständig über die digitalen Bibliotheken erschlossen sein.

Bereits heute bieten Universitätsverlage damit in der Regel ein deutlich breiteres Spektrum an Dienstleistungen bei grundsätzlich geringeren Kosten an, als Privatverlage. Diese Leistungskraft, die von Universitätsverlagen nach der Gründungsphase betriebswirtschaftlich kostenneutral erbracht kann und volkswirtschaftlich kostensenkend wirken wird, wird sich am Markt durchsetzen, wenn die Autoren, die Bibliotheken und Rechenzentren und die Hochschulleitungen mit ihren Unterhaltsträgern hierzu den politischen Willen haben und gemeinsam handeln. Dabei muß betont werden, daß dies durchaus im Einklang mit dem Wettbewerbsgedanken und der Marktwirtschaft geschehen kann.

Das Leistungsspektrum von Universitätsverlagen ist breiter und innovativer als das der meisten wissenschaftlichen Privatverlage. Universitätsverlage haben keinerlei Vorbehalte gegen den novellierten § 52a Urheberrechtsgesetz. In ihrer Funktion als Wissensverbreiter sehen sie die elektronische Verfügbarkeit als genuine Aufgabe an. Kassel University Press GmbH stellt beispielsweise die elektronischen Dokumente zur freien Lesbarkeit ins Internet. Im IP-Domain-Bereich der Universität Kassel kann jedermann diese Texte frei herunterladen und ausdrucken. Das elektronische Dokument wird von außerhalb der eigenen Universität für einen sehr geringen Betrag bestellbar. Im übrigen wird die elektronische Version eines gedruckten Werkes auch deshalb frei ins Netz gestellt, weil ohnehin niemand längere wissenschaftliche Texte am Bildschirm konzentriert lesen möchte und ein Ausdruck im Vergleich zum gedruckten Buch teuer und unattraktiv ist.

Universitätsverlage bieten in der Regel ihre Produkte günstiger an. Dies gilt insbesondere im Vergleich zu solchen privaten Wissenschaftsverlagen, die einen wesentlichen Teil ihrer Kalkulation auf Druckkostenzuschüssen und Mindestabnahmemengen kalkulieren. Im Ergebnis können bei einem Universitätsverlag also die Autoren, die Drittmittelgeber und die Käufer sparen, was betriebs- und volkswirtschaftlich und vor allem wissenschaftspolitisch wichtige Argumente sind, die letztlich den Universitätsverlagen zum Durchbruch verhelfen werden.

Literaturverzeichnis:

Ebbinghaus, Uwe (2003): Träume der Eliten, in: Börsenblatt 32-2003, S. 12-15

Givler, Peter (2002): University press Publishing in the United States, in: Scholarly Publishing (auch online unter <http://aaupnet.org/resources/upusa.html>)

Parsons, Paul (1992): Book Publishing at University Presses, in: Encyclopedia of Library and Information Science. Vol 49.- New York : Dekker, 1992, S. 37-57

Röhring, Hans-Helmut: Wie ein Buch entsteht : Einführung in den modernen Buchverlag.- Darmstadt : Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 2003

Scholarly Publishing (2002): Scholarly Publishing : books journals, publishers, and libraries in the Twentieth Century / Hrsg.: Richard E. Abel ; Lyman w. Newlin. –New York : Wiley, 2002

Jeanneret, Marsh (1990): God and Mammon . universities as publishers. – Urbana-Champaign . Univ. of Illinois press, 1990